

Neue Forschungen zur Architektur mittelalterlicher Frauenklöster

Klaus Gereon Beuckers

Die Architektur mittelalterlicher Frauenklöster fristet ein Schattendasein innerhalb der bauhistorischen Forschung. In aller Regel werden Kirchen und Klöster weiblicher Religiöser entweder allein unter architekturhistorischen Gesichtspunkten unabhängig von ihren weiblichen Nutzern behandelt oder die Untersuchungen sind vor allem lokalhistorisch orientiert. Übergreifende Darstellungen, die den Fragen nach einer eigenständigen Architektursprache weiblicher Kirchen- und Konventsbauten nachgehen, sind eher selten. Wenn überhaupt, dann finden am ehesten noch die früh- und hochmittelalterlichen Kirchen von Stiftsdamen wie Quedlinburg, Essen oder St. Maria im Kapitol in Köln Aufmerksamkeit, wobei jedoch nur selten explizit reflektiert wird, dass es sich um Kirchen eben weiblicher Religiöser handelt bzw. nach den daraus resultierenden Spezifika der Architektur gefragt wird. Das Interesse an den Frauenklöstern hat allerdings seit den 1980er Jahren insbesondere von historischer Seite her zugenommen und auch im Bereich der Kunstgeschichte mehren sich seit einiger Zeit Untersuchungen zu diesem Thema, die weniger den schalen Beigeschmack methodistischer Überzeichnung oder politisch überfärbter „gender studies“ aufweisen, als vielmehr in einer unaufgeregten Sachorientierung wissenschaftlichen Standards folgen.

In der deutschen Öffentlichkeit konnte im Jahre 2005 das Ausstellungsprojekt „Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern“ mit seinen beiden zeitgleichen Ausstellungsteilen in Essen und in Bonn dieses Forschungsinteresse manifestieren¹. Schon jetzt zeigt sich seine Wirkung in der Zunahme von Arbeiten zur Erforschung der Ausstattung von Frauenklöstern. Die Architektur der Kirchen und Klöster musste in einer Ausstellung naturgemäß hinter den eher mobilen Ausstattungsgegenständen zurücktreten, wurde in dem Katalogbuch aber immerhin in gebotener Kürze angesprochen². Hinter dem Ausstellungsprojekt standen mit JEFFREY HAMBURGER und ROBERT SUCKALE zwei Kunsthistoriker, die sich seit Jahren um die Erforschung mittelalterlicher Frauenklöster und ihrer Kunst verdient gemacht haben. Es ist kein Zufall, dass die beiden hier im Wesentlichen anzuzeigenden neuen Monographien zur Architektur von Frauenklöstern bei ROBERT SUCKALE an der TU Berlin beheimatet sind. Es handelt sich um die Dissertation von CLAUDIA MOHN, die in der baden-württembergischen Denkmalpflege tätig ist, und um die Habilitationsschrift der inzwischen als Professorin an der Universität Nürnberg-Erlangen lehrenden CAROLA JÄGGI³. Auch wenn beide Arbeiten – unter Übergehung des in den Untersuchungsrahmen von CLAUDIA MOHN gehörenden Zisterzienserinnenklosters Lobenfeld – keine Beispiele aus dem Kraichgau explizit behandeln, sind sie doch von so allgemeinem Interesse, dass sie hier besprochen werden sollen.

Die Grundlage aller übergreifenden Untersuchungen zu mittelalterlichen Frauenklosterkirchen bildet die bahnbrechende, 1984 erschienene Mainzer Dissertation von ERNST COESTER, in der die einschiffigen Kirchen der Zisterzienserinnen typologisch untersucht und Entwicklungslinien benannt werden, für die COESTER auch Bauten der weiblichen Zweige der Bettelorden mit in den Blick genommen hat⁵. Auf ihn können deshalb die beiden Untersuchungen von CLAUDIA MOHN und

CAROLA JÄGGI immer wieder mehr oder weniger explizit aufbauen. Stellte COESTER jedoch die Typisierung insbesondere nach Chorschlüssen in den Mittelpunkt, so verschiebt sich diese Gewichtung in den Büchern der beiden Autorinnen aus dem Jahr 2006 vom Formalen und Typologischen stärker hin zu funktionalen Aspekten. Gemeinschaften weiblicher Religiöser unterscheiden sich von mittelalterlichen Männerklöstern insbesondere durch die prinzipiell strengeren Klausurvorschriften sowie durch die Abhängigkeit von (männlichen) Geistlichen, die den Frauen die Sakramente und hier insbesondere die Eucharistie und die Beichte spenden konnten, da dies den Religiösen als Frauen in der Regel nicht erlaubt war. Obwohl die Relevanz dieser Punkte je nach Ordenszugehörigkeit bzw. individueller Verfassung der einzelnen Konvente, je nach Strenge der Regelauslegungen, nach funktionaler Einbindung in außerklösterliche Pflichten (z. B. durch grundherrschaftliche Rechte des Klosters oder durch für die Familien zugängliche Bestattungen beispielsweise der Gründer und Stifter im Klausurbereich) und natürlich auch je nach Zeitstellung und den immer wechselnden Zusammensetzungen der Konvente erhebliche Unterschiede erkennen lässt, so reagieren die baulichen Anlagen durchgängig auf diese Problematik. Sie tun dies in Umsetzung konkreter funktionaler Anforderungen, aber genauso auch in rhetorischer Manifestation eines klösterlichen Anspruchs und Selbstverständnisses, bei der Bauten beispielsweise zur Klausurabtrennung sowohl faktisch trennen als auch die vorgeschriebene Trennung demonstrieren können – gleichgültig, ob eine Türe dann in der Realität geschlossen oder offen blieb.

I.

Thematisch am engsten an COESTERS Untersuchung angebunden ist die Dissertation von CLAUDIA MOHN zu den Anlagen der Zisterzienserinnenklöster. In dem Einbezug der Klausuranlagen greift sie jedoch weiter aus und gibt zu erkennen, dass das Kloster als gesamter Organismus verstanden wird und eine Verkürzung auf den Kirchenbau gerade den neuralgischen Punkten an den Übergängen von Klausur zur Welt nicht gerecht werden kann. Bei bisherigen Untersuchungen zu Zisterzienserinnenklöstern stand im Hintergrund immer der Idealplan der Zisterzienser mit einem Klausurstrangsgeviert, um das sich Funktionsräume wie der Kapitelsaal, Refektorium, Dormitorium, Kafektorium usw. gruppierten. Auch die jüngeren Arbeiten von CLEMENS KOSCH⁶ und HANS RUDOLF SENNHAUSER⁷ haben hier angesetzt, dabei aber die Problematik erkannt. Ein Blick auf das von MOHN, SENNHAUSER und anderen Autoren versammelte Material zeigt nämlich schnell, dass solche regelmäßigen Anlagen eher die Ausnahme waren und bei den Zisterzienserinnen wie auch den anderen mittelalterlichen Frauenklöstern in den meisten Fällen von einem deutlich verdichteten Raum- und Gebäudeprogramm auszugehen ist. Ein spezifisch weiblicher Klausurbautypus wird hingegen offenbar nicht ausgebildet. Die Gründe dafür dürften weniger in einem prinzipiell geringeren Anspruch zu suchen sein, als vielmehr in anderen Funktionsanforderungen, für die die oft auch bei Männergemeinschaften auf Wirkung und Demonstration bzw. Selbstversicherung klösterlicher Ordnung ausgerichteten Kreuzganganlagen scheinbar weniger geeignet waren. Möglicherweise hängt dies damit zusammen, dass Kreuzgänge nach Ausweis zahlreicher Quellen zumindest temporär als halböffentliche Räume anzusprechen sind, was den Klausurvorstellungen der Frauenklöster entgegen gestanden haben mag. Hier ist noch einige Forschungsarbeit nötig, die dies konkret an Einzelfällen untersucht und dabei auch die verschiedenen Zeithorizonte berücksichtigt. Der zuletzt von PETER K. KLEIN herausgegebene, umfangreiche wissenschaftliche Kolloquiumsband zu Kreuzgängen bespricht bezeichnenderwei-

se weder einen Kreuzgang eines Frauenkonventes noch enthält er eine Untersuchung, die sich mit dem häufigen Fehlen dieser Bauform bei Frauenklöstern auseinandersetzt⁸.

Einen allgemeiner gültigen Typus zeigen bei den Zisterzienserinnen jedoch die Kirchenbauten, die nach vielgestaltigen Anfängen seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zum einschiffigen Saal finden, in dem sich im westlichen Langhaus eine meist großformatige Empore befand. Dies ist bereits von ERNST COESTER herausgearbeitet worden, wird von CLAUDIA MOHN noch stärker in einen systematischen Kontext eingebunden und inhaltlich – auch durch zahlreiche eigene Baubeobachtungen – aktualisiert. Die Bedeutung der gezielten bischöflichen Förderung von Zisterzienserinnen im Bistum Würzburg hat bei den Anfängen dieses Bautypus bekanntlich eine wichtige Rolle gespielt, was WOLFGANG BRÜCKNER 1991 noch einmal unterstrichen hat⁹. Auch die von MOHN beiseite gelassene Saalkirche im Kraichgauer Lobenfeld gehört zu dieser Gruppe¹⁰. Inwiefern über die Visitationen durch die männlichen Klöster und die regelmäßigen Kapitelsitzungen die Verbreitung dieses Typus befördert wurde, wäre bei einer Untersuchung zu klären, die stärker überregional vergleichend arbeitet und dabei „Klosterfamilien“ einander gegenüber stellt. Hierbei ergibt sich jedoch das grundsätzliche Problem, dass zahlreiche der im 12. und 13. Jahrhundert gegründeten Frauengemeinschaften erst mit deutlicher Verzögerung von manchmal sogar mehreren Generationen als nach Vorbildern der Orden verfasst bezeugt sind. Ihre formelle Inkorporation ließ häufig sehr lange auf sich warten, da die Orden dem Boom an weiblichen Gemeinschaften nicht mehr Herr wurden¹¹. Eine eindeutige Zuordnung der Gemeinschaften zu einem Orden ist somit gerade für die Frühzeit oft schwierig, der Nachweis einer Vermittlung architektonischer Typen und Formen über die Orden bzw. die visitierenden Männerklöster damit noch mehr.

CLAUDIA MOHN fokussiert auf den im Titel als mitteldeutsch bezeichneten Bereich, der mit Schwerpunkten sowohl das Harzland als auch die fränkischen Gebiete bis nach Baden-Württemberg umfasst. Faktisch behandelt sie die Bauten östlich der Linie Weser, Lahn und Rhein mit einer südlichen Grenze etwa auf der Linie Karlsruhe – Nürnberg (vgl. die Karten S. 444–455). In drei Katalogen, die sich an den systematischen Teil von 86 bebilderten Druckseiten anschließen und somit weite Teile des Buchvolumens ausmachen, untersucht sie die einzelnen Klosteranlagen und -kirchen monographisch. Ein erster Katalog enthält Bauten von Zisterzienserinnen, zu denen MOHN intensivere Untersuchungen gemacht hat, ein zweiter weitere Zisterzienserinnenbauten und ein dritter schließlich Bauten anderer Frauengemeinschaften (Damenstifte, Bettelorden etc.), die zum Vergleich herangezogen wurden. Auch wenn diese Unterteilung nicht sehr handlich ist, so bieten die einzelnen Abschnitte insbesondere des ersten Kataloges so zahlreiche eigene Ergebnisse und viele pointierte Zusammenfassungen des Forschungsstandes, dass man sie für zukünftige Untersuchungen wie ein Handbuch nutzen wird.

Der einleitende systematische Teil ist klassisch gegliedert: nach einer Einführung zu den Zisterzienserinnen und zum Forschungsstand (S. 8–17) werden der geographische Rahmen und die dortige Verbreitung der Klöster angesprochen (S. 17–22). Es folgt – angesichts der Titelwahl des Buches etwas überraschend – als erstes ein Abschnitt zu den Bautypen der Kirchen (S. 22–35), deren Funktionen bzw. Funktionsräumen das nächste Kapitel gilt (S. 35–53). In diesen Nutzungsfragen liegt das Hauptinteresse der Arbeit. So werden hier die Raumbereiche Nonnenchor (und Begleiträume), die Räume unter der Empore und im Langhaus, das Sanktuarium

(ggf. mit Stiftergrablege) und die Sakristei behandelt. Der Kerngedanke ist dabei die Zugänglichkeit der einzelnen Räume bzw. Bereiche der inneren und äußeren Klausur für die Klosterfrauen angesichts des Problems der Wahrung der Klausur, da die Frauen dort zwar bestimmte Aufgaben auszuführen hatten, zu den Räumen teilweise aber auch konventsfremde Personen Zugang hatten, von denen eine Scheidung der Frauen wegen der Klausuranforderungen notwendig war. Damit setzt die Fragestellung von MOHN hier an einem der spezifischen Probleme von Frauenklöstern an, deren strengere Klausurvorschriften und Einschränkungen im sakramentalen Dienst für männliche Konvente so nicht bestanden. Sie greift damit Überlegungen auf, die HEIKE UFFMANN vor wenigen Jahren in einem der grundlegenden Sammelbände zum Thema der Frauenklöster für das Spätmittelalter formuliert hat¹².

Eine Genese der Bauformen der einzelnen Raumtypen steht hingegen weniger im Interesse dieses Abschnittes der Arbeit von CLAUDIA MOHN, was insbesondere bei der Bedeutung der Empore für die funktionale Durchgliederung des Kirchenraumes etwas verwundert. Schließlich dürfte die erhöhte Empore im 13. Jahrhundert zum Zeitpunkt der Formierung des auf die Emporen zugeschnittenen einschiffigen Bautypus von Frauenklosterkirchen noch nicht allgemein verbreitet gewesen sein und erfordert in diesem Zusammenhang hier doch wohl eine systematische Einführung. Die Emporen bzw. Gestühlbereiche der bis dahin zu findenden weiblichen Stifte und mehr oder weniger streng verfassten „Benediktinerinnen“ standen schließlich unter anderen Vorzeichen und befanden sich auch häufiger in den Querarmen als im Westen der Kirchen¹³.

Beobachtungen zum Umgang der Frauen mit den Klausurvorschriften prägen auch das anschließende Kapitel zu den Einrichtungen für Beichte und Kommunion (S. 54–62). Hier betont MOHN die Schnittstellen zwischen den zelebrierenden bzw. das Sakrament der Beichte spendenden Geistlichen, die den Frauenkonvent betreuten, und den Frauen selbst. Die Adaption baulicher Findungen aus dem Bereich der Klosterpforte für das Kommunion- und/oder Beichtfenster mit Drehkonstruktionen, die das Durchreichen beispielsweise der Eucharistie nicht jedoch den Durchblick auf die der Klausur unterliegenden Frauen ermöglichten, sind bisher kaum beachtete eindrucksvolle Zeugnisse der Differenzierung der Raumsphären. Gelegentlich finden sich an diesen Schnittstellen martialisch anmutende Inszenierungen, wenn die durchlöcherten Platten an den Gesprächsgittern mit langen Spitzen versehen werden, damit der Außenstehende noch nicht einmal einen Blick durch die Löcher fallen lassen kann, ohne „ein Auge zu riskieren“. Nimmt man hingegen die Nachrichten, die sich zumindest aus dem Spätmittelalter anlässlich von Feierlichkeiten wie Gelübden oder der Jungfrauenweihe gelegentlich überliefert haben, bei denen teilweise Laien und Familienangehörige Zugang zum Klausurbereich bzw. Chor bekamen (und sich dort an der festlichen, standesgemäßen Dekoration beispielsweise mit Textilien als Stifter beteiligten), dann stellt sich die Frage, inwieweit diese Einbauten wirklich primär der Abschottung dienten oder auch als rhetorische Inszenierungen zum Nachweis der Rechtschaffenheit und idealisierten Lebensform der Frauenkonvente zu lesen sind. Dies müsste jedoch in jedem Einzelfall geklärt und mit Quellen zur Nutzung abgeglichen werden, worauf CLAUDIA MOHN in ihrer Dissertation kaum eingeht. Bei ihr stehen die architektonischen Befunde und eine an den Fragen der Denkmalpflege geschulte Bestandserhebung eindeutig im Vordergrund.

Und diesen sind für die Zisterzienserinnenkirchen einige sehr weitreichende Beobachtungen zu verdanken: Insbesondere der Ostabschluss der Emporen durch

eine hohe Chorwand mit vorgelagerter Galerie sowie Treppenzugängen bzw. Raumschleusen für den Zelebranten, ist in der bisherigen Forschung fast nur von ERNST COESTER thematisiert worden¹⁴ und sonst bestenfalls angeklungen. Gerade an dieser wichtigen Schnittstelle zwischen dem Chorbereich der Frauen und dem Langhaus bzw. Chor mit dem Altar, wo Stiftergräber, pfarrliche Aufgaben usw. den zumindest temporären Zugang für eine Vielzahl von konventsfremden Personengruppen möglich machen mussten, zeigt sich für die einschiffigen Bauten des 13. und 14. Jahrhunderts das architektonisch Spezifische der Zisterzienserinnenklosterkirchen. Da diese Raumbegrenzungen mit dem Ende einer klösterlichen Nutzung als eher störende Verbauungen empfunden wurden und sie zudem in vielen Fällen nicht als mittelalterlich erkannt werden, sind sie kaum noch erhalten. Es ist ein Verdienst der Arbeit, darauf mit akribischen Untersuchungen an den Einzelbauten hingewiesen zu haben und es bleibt zu hoffen, dass dieses Wissen bald Kreise innerhalb der entscheidungsbefugten Verantwortlichen zieht, um weitere Abrisse zu vermeiden.

Im sechsten Kapitel behandelt CLAUDIA MOHN die Klosteranlagen nach Typen (S. 62–69), bevor das folgende Kapitel sich den „Bestandteilen“ des inneren Klausurbereiches widmet (Nonnenhaus, Kapitelsaal und Refektorium, Dormitorium, Kreuzgänge, Brunnenhaus, Äbtissinnenhaus) (S. 69–82). Hier endlich kommt der Titel der Arbeit zum Tragen, der durch das Vorziehen der Kirchen etwas an Prägnanz verloren hatte. Da die Abgrenzung zwischen innerer und äußerer Klausur prinzipiell nicht entlang der Raumgrenzen möglich ist, sondern bestimmte Räume zu manchen Zeiten der inneren Klausur zugehörig waren, an anderen aber auch für konventsfremde Personen in der ganzen Spanne von den zugeordneten Geistlichen, den Bediensteten des Klosters bis hin zu mehr oder weniger fremden Besuchern zugänglich waren – wie die Arbeit anhand der Räume in der Kirche gut gezeigt hat –, greifen die Fragen der frauenspezifischen Nutzungsanforderungen in alle Bereiche der Klausur und auch der Kirche ein. Dies ist jedoch wegen der recht heterogenen Baugestalt der Frauenklöster auch in dem hier gewählten Zeitausschnitt des 13. und 14. Jahrhunderts nur in Einzelstudien zu jeder Anlage zu zeigen.

Das Hauptgewicht der Untersuchung liegt deshalb auf dem Katalog von dem fast vierfachen Umfang des systematischen Teils (S. 88–441). Hier werden auf der Grundlage der bisherigen Forschung und eigener Untersuchungen Bauphasen differenziert, zahlreiche Einzelbeobachtungen festgehalten und ein besonderes Augenmerk auf die Dokumentation der oben angesprochenen Spezifika gelegt sowie Vergleiche zu anderen Anlagen hergestellt. Im Katalog zeigt MOHN ihre Stärken, wie auch ihren deutlich durch die Denkmalpflege geprägten Zugang zum Thema. Die hier versteckte Arbeit kann man schon bei der Lektüre von zwei oder drei der insgesamt 263 Katalognummern erahnen. In nicht wenigen Fällen insbesondere des ersten Katalogteiles kommen sie einer weitgehenden Neubewertung gleich und sind deshalb von höchstem Interesse.

Insgesamt hinterlässt die Arbeit ein etwas zwiespältiges Gefühl. Der beeindruckten Anerkennung der Leistung im Katalogteil, die das Buch zu einem Handbuch für jede kommende Beschäftigung mit Frauenklöstern dieser Zeit machen wird, steht ein etwas nüchterner Eindruck des systematischen Teils gegenüber. Wer nur dieses Buch zu Hand nimmt, wird beispielsweise das ja für dieses Thema sehr spezifische Problem der Nonnenempore nicht wirklich abschließend erfassen können, da ihm dazu ein Bezugsrahmen fehlt, der nur in einer Analyse der Genese dieser Bau- und

Raumform oder in einer quellengestützten Analyse ihrer Nutzungen und Ausstattungen liegen kann. Auch zu den Fragen der Nutzung der Untergeschosse der Emporen ist man nicht viel weiter gekommen. Darin mag ein grundsätzliches Problem solcher Kombinationen von Überblicksdarstellungen und Bautenkatalogen liegen. Die vor wenigen Jahren von MATTHIAS UNTERMANN vorgelegte Habilitationsschrift zur Zisterzienserarchitektur¹⁵ (deren Autor damals ebenfalls in der Denkmalpflege von Baden-Württemberg tätig war), ist auf die Zisterzienserinnen wegen des ungleich schlechteren Forschungsstandes zu den Einzelbauten kaum zu übertragen. Die dort versuchte Darstellung der Genese der Zisterzienserarchitektur in ihrer ganzen Formenvielfalt unter Einbeziehung von Fragen zur Nutzung und zum Verhältnis zu ordensfremden Bauentwicklungen, ist jedoch wesentlich stärker kunsthistorisch ausgerichtet als die hier vorgelegte Dissertation, deren Qualitäten man damit jedoch nicht in Abrede stellen sollte. Vielmehr hat CLAUDIA MOHN durch den Katalog eine überzeugende Lösung für das Problem des Forschungsstandes gefunden, hat im systematischen Teil auf einige Formen und Bauteile von Frauenklöstern mit Nachdruck hingewiesen, die bisher eher vernachlässigt wurden, weil der Blick auf die Kirchen zu oft zu sehr an den Männerklöstern geschult und für die frauenspezifischen Dinge nicht sensibilisiert war. Sie hat damit die Kirchen der Zisterzienserinnen als Forschungsgegenstand weiter etabliert und zur Forschung selbst Erhebliches beigetragen. Das wird dem Buch eine bleibende Aufmerksamkeit sichern.

II.

Ein überaus glücklicher Umstand für die Diskussion ist die zeitgleiche Veröffentlichung der Habilitationsschrift von CAROLA JÄGGI im gleichen Verlag, die sich mit dem Buch von CLAUDIA MOHN in vielerlei Hinsicht bestens ergänzt¹⁶. JÄGGI wählt jedoch einen ganz anderen Zugang, da sie auf Bautenkataloge verzichtet und stattdessen die Ausstattungen in den Blick nimmt. Zur Ausstattung hat sie bei den Klarissen und Dominikanerinnen nicht nur ungleich reicheres Material als bei den Zisterzienserinnen zur Verfügung, sondern darüber hinaus auch kunsthistorisch besonders prominentes, da den Klarissen zumindest in einigen deutschen Städten wie Köln und Nürnberg für die Durchsetzung der Tafelmalerei und damit die Begründung des „Bilderbooms“ des Spätmittelalters eine besondere Rolle zuzukommen scheint. Zudem eröffnet sich über die Ausstattung eine wesentlich besser zugängliche und spezifischere Sicht auf funktionale Aspekte der Kirchenbauten, als dies die bloße Architektur ermöglichen kann.

Schon die Titel der fünf Hauptabschnitte lassen die sehr stringente Gliederung des Buches erkennen: Nach einer Einleitung, die die Forschungslage und den eigenen Ansatz der Untersuchung skizzieren (S. 9–14), folgen „Prämissen“ (S. 15–21), in denen auf die Vorbildhaftigkeit der Zisterzienserinnenkirchen für die Kirchen der weiblichen Zweige der Mendikanten hingewiesen wird. Als Einstieg in die strukturellen Fragen werden das Problem des Idealplans gegenüber der Typenvielfalt besprochen sowie in einem weiteren Abschnitt die raumstrukturierenden Abgrenzungselemente des Lettners zwischen Konvent und Laien. Die Prägnanz dieser Vorreden erhellt mit knappen Worten und klarer Fragestellung viel von dem Material, das CLAUDIA MOHN in ihrer Arbeit vorgestellt hat.

Das erste Hauptkapitel gilt dann dem Kirchenbau, wobei nicht zwischen den beiden Orden der franziskanischen Klarissen und der Dominikanerinnen, jedoch chronologisch in mehrere Phasen differenziert wird: Als Frühphase können die Neubauten bis um 1250 gelten, die noch heterogener als die späteren sind und

nicht selten durch mehrschiffige Anlagen gebildet werden, die architektonisch und typologisch eher aus dem regionalen Umfeld ohne konkreten Bezug zur Nutzung durch einen Frauenkonvent entworfen wurden. Hier zeigen sich Gemeinsamkeiten zu den frühen Bauten der Zisterzienserinnen, die ja auch etwa zeitgleich sind. Bemerkenswert deutlich wird in dem Blick auf diese Frauenklosterkirchen über alle Ordensgrenzen hinweg (die gelegentlich überraschend durchlässig sind), wie wenig einheitlich die von den älteren Kirchen der Frauenklöster und -stifte vorgegebenen Traditionen gewesen sind und wie wenig diese Kommunitäten in ihrer mehrere hundert Jahre währenden Architekturgeschichte vorher einen spezifischen Bautypus von weiterer Verbreitung ausgebildet haben. Erst im Zeitalter der Orden, das nach seinen Anfängen im 12. Jahrhundert seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit den Mendikantenorden seine Blüte findet, kommt es offenbar zur Formierung eines dann bis zum Barock mehr oder weniger kanonischen Bautypus für Frauenklosterkirchen.

Dieser Phase ist der nächste Abschnitt des Buches gewidmet, in dem JÄGGI unter der Bezeichnung „Herausbildung regionaler Gruppen“ die Neubauten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts behandelt. Sie beginnt deshalb mit einer regionalen Untergliederung in die deutschen Ordensprovinzen, in Österreich, die östlich anschließenden Gebiete von Ungarn, Tschechien und Polen sowie in Italien. Hier werden chronologisch gereiht einzelne Bauprojekte vorgestellt, in ihrer Forschungslage beleuchtet und durch eigene Beobachtungen ergänzt. Diese Darstellungsform wird auch im folgenden Abschnitt zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts beibehalten, der als „Gründungen von Fürstinnen und Fürsten“ überschrieben ist. Hier finden sich die voll entwickelten und baulich auch besonders komplexen Anlagen, wobei die Fülle von kleinen und kleinsten Konventen, die in dieser Zeit (unter anderem auf städtischen Druck hin) den Anschluss an die Orden zu suchen beginnen, hinter den prominenten Bauten, die auch bautypologisch meist eigene Wege suchen, etwas verloren gehen. Dadurch ergibt sich ein etwas verzerrtes, allerdings begründbares Bild, das architektonische Qualität vor die Quantität der typologisch oft kaum fassbaren Kleinklöster stellt. Den Abschluss des Kapitels bilden Überlegungen zur Korrelation der einzelnen Bauten und Entwicklungen untereinander.

Das vierte Kapitel gilt dem Nonnenchor selbst und bildet das Herz der gesamten Arbeit (S. 185–246). Nach der Klärung liturgischer und normativer Voraussetzungen zur Separierung der Frauenkonvente folgt eine Diskussion der Frage, inwiefern dieser Bereich hermetisch geschlossen oder zumindest partiell auch für konvents-fremde Personen geöffnet war. Anschließend wird die Lage des Chores diskutiert, wobei sowohl die am weitesten verbreitete (West-)Empore als auch die Ebenerdigkeit der Chöre in Beispielen vorgestellt werden. Weniger selten als oft angenommen ist die Zuordnung des Chores – wie bei Männerkonventen – mehr oder weniger ebenerdig unmittelbar westlich des Sanktuariums und sogar in Doppelchoranlagen. Unter dem Strich mögen dies Sonderlösungen gewesen sein (welche Rolle spielten dabei exponierte Memorienstiftungen?), jedoch muss dieser Befund höchst vorsichtig stimmen, auch in den entwickelteren Kirchenbauten der weiblichen Konvente seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu vorschnell einheitliche Typen zu vermuten. Die Heterogenität der Klöster und ihrer Anlagen spiegelt sich vielmehr in gleicher Weise in der Komplexität und Diversifizierung der Lösungen auch der Nonnenchöre – selbst wenn die meisten Frauenkonvente die großräumige Westempore bevorzugt haben. Eine vergleichbar ausführliche und reichhaltige Untersuchung zu Nonnenchören, wie sie hier vorgelegt wird, stand

jedenfalls bisher aus und wird Grundlage aller kommenden Arbeiten zu diesem Thema sein.

Dabei ist dieser Abschnitt nur der erste Teil der Behandlung des Themas „Nonnenchor“ in der Arbeit: Längst ist es eine Selbstverständlichkeit, dass zu einer angemessenen Behandlung mittelalterlichen Kirchenbaus die Ausstattung genuin dazu gehört. Sie gibt nicht nur Aufschluss über Nutzungsaspekte, Raumstrukturierungen und das grundsätzliche Erscheinungsbild, sondern sie ist auch der Indikator für Änderungen und Modifikationen der eher statischen Räume im Laufe der Zeiten. Und dass man einen Nonnenchor ohne Berücksichtigung seiner Einbauten wie des Chorgestühls behandelt, verbietet sich eigentlich von selbst. Dennoch ist es nicht selbstverständlich, dass die Ausstattungen in die Untersuchungen zur Architektur angemessen einbezogen werden. In dem Buch von CAROLA JÄGGI gipfelt der Text geradezu in ihr, wenn in Kapitel V unter dem etwas reißerischen Titel „Sehen – hören – wissen: Strategien der Kompensation“ insbesondere die bildliche Ausstattung mit Blick auf deren Funktionen erörtert wird. Hier kann JÄGGI auf die Ansätze und teilweise auch das Material der wichtigen Kölner Dissertation von PETRA ZIMMER zurückgreifen, die 1990 das Thema unter den heutigen Fragestellungen fokussiert auf den Altar auf der Empore erörtert hat.¹⁷ CAROLA JÄGGIS einzelne Abschnitte gelten dem entsprechend auch zuerst dem Altar im Nonnenchor, der ja funktional ein Problem ist, da er nicht oder nur in Ausnahmen als Zelebrationsaltar genutzt wurde. Einige frühe Wandelaltäre kompensieren dies offenbar durch zentral eingefügte Ziborien (so als frühestes bekanntes Beispiel der heute im Kölner Dom aufbewahrte Klarenaltar aus dem Kölner Klarissenkloster¹⁸), in denen die gewandelte Hostie aufbewahrt, präsentiert und in der Kommunion von hier ausgegeben werden konnte.

Nach Ausführungen zur Liturgie in den Chören wirft JÄGGI dann die Frage nach der Grundidee der bildlichen Ausstattung im Sinne eines Mediums der Imagination auf, wofür beispielsweise die Anordnung von Wandbildern innerhalb des Chores sowie die teilweise fast wörtliche Wiederholung von Bildern spricht (besonders eindrücklich ist hier das Bildbeispiel zweier Kreuzigungen aus Dürnstein in der Wachau), durch die offenbar eine räumliche Zuordnung zu bestimmten Betrachterpositionen gesucht wird. Auch die bildliche Vergegenwärtigung des außerhalb des Blickes liegenden Geschehens, wie beispielweise der eucharistischen Wandlung am Altar, ist gelegentlich zu beobachten. Erweitert wird diese Betrachtung über die Altarretabel und Wandmalereien hinaus auch auf Glasgemälde, Skulpturen und Textilien. Auch wenn alle Beispiele Einzelbeispiele sind und bleiben müssen, so schält sich in der Gesamtheit doch eine starke visuelle Orientierung heraus, die vielleicht allgemein für das 14./15. Jahrhundert gelten kann, in diesen mehr oder weniger individueller gestalteten und intimeren Räumen jedoch besonders deutlich (und früher?) greifbar ist. Hier werden Wahrnehmungsstrategien im Mittelalter erkennbar, für die es sonst nur wenige und dann meist sehr kompliziert zu erschließende Anhaltspunkte gibt.

Als Überleitung zur Frage einer spezifisch weiblichen Ausstattung weist JÄGGI dann auf die Notwendigkeit der Vergegenwärtigung der Messe im Nonnenchor und das individuelle, meditative Gebet hin. Letzteres darf vielleicht in diesem Kontext auch als Kompensation der Distanz der Klosterfrauen zum liturgischen Kerngeschehen gelesen werden, wenn es auch ein allgemeiner Zug der Zeit und damit weniger geschlechtsspezifisch ist. Die Frage nach der Spezifik des Weiblichen schließt den Abschnitt unter der Überschrift „Kunst für Frauen – Kunst von

Frauen“ ab, was den schon in der Einführung angelegten, etwas modischen Strang der „gender studies“ aufgreift. Da das spezifisch Weibliche im Text grundsätzlich als das spezifisch Frauenklösterliche behandelt ist (also nicht primär geschlechts- sondern normengeprägt bestimmt ist) und die Arbeit überhaupt durch einen hohen Grad an Reflektion besticht, entsteht hier kein Missklang. Die mehr oder weniger explizit formulierte These, dass die Notwendigkeit der (bildlichen) Visualisierung bei Frauenklöstern eben wegen der nur indirekten Teilnahme am Messgeschehen zu einer verstärkten Verbildlichung geführt hat und damit die umfassende Bildlichkeit des Spätmittelalters geprägt habe, ist aus Sicht des Themas nachvollziehbar. Eine solche Verbildlichung bei den Frauenklöstern wird sicherlich verstärkt durch die überall seit dem 13. Jahrhundert zu beobachtende Tendenz zur visuellen Anteilnahme – sei es in der Liturgie, bei den Reliquien oder eben auch durch einen verstärkten Bildgebrauch, bei dem die Bilder zunehmend weniger als Repräsentanten des abgebildeten Geschehens und Inhalts, denn als optische Anregung und mehr oder weniger frei gestaltbares Gefüge, eben als Kunst, verstanden wurden. Insofern bettet sich die Bildlichkeit der Frauenklöster in eine allgemeine Entwicklung ein, die nicht spezifisch Frau oder Mann ist, vielleicht aber bei Frauenklöstern anders als bei Männerklöstern, Pfarrkirchen, Familienkapellen oder auch Frauenstiften mit weniger strenger Klausur war.

Insgesamt ist das Buch von CAROLA JÄGGI ein äußerst lesenswerter, sehr gut konzipierter und materialreicher Beitrag sowohl zur Genese der Architektur der Frauenklöster im 13./14. Jahrhundert als auch zur Funktion von Bildwerken dort. Damit ist es auch ein Beitrag zu der derzeit sehr intensiv in der Kunstgeschichte diskutierten Frage von Bildlichkeit im Mittelalter, wobei die Nähe zu den Objekten und Quellen bei JÄGGI wohltuend ist.

III.

Die beiden Bücher von CLAUDIA MOHN und CAROLA JÄGGI stellen die Forschung zur Architektur der Frauenklöster im 13. und 14. Jahrhundert auf eine neue Grundlage. Sie ergänzen sich untereinander und werden zusammen in Zukunft für jede Beschäftigung mit mittelalterlichen Frauenklöstern und ihrer Architektur heranzuziehen sein.

Dass sie (trotz ihrer jeweils eigenen Art und ihrem anders gewichteten Zugang) so eng miteinander verbunden sind, obwohl sie per Titel ja die Kirchen unterschiedlicher Orden behandeln, ist bemerkenswert. Es zeigt, dass die Findung des Bautypus der einschiffigen, langgezogenen Saalkirche mit westlicher Empore und östlichem Sanktuarium der Zisterzienserinnen prägend wirkte. In der Tat stellt sie die erste Formierung eines architektonischen Kirchentypus für Frauenkonvente dar, was der Forschung zwar schon länger bekannt, aber immer noch bemerkenswert genug ist. Diese Findung mag funktional begründet sein, da sie den Frauen eine abgeschlossene Kirche in der Kirche ermöglichte. Gleichzeitig wurde sie aber auch den vielgestaltigen anderen Nutzungsanforderungen gerecht, zu denen nicht nur die räumlich wegen der Klausur getrennte Zelebrationsmöglichkeit für den oder die männlichen Geistlichen gehörte, sondern auch die für die Absicherung der Lebensgrundlage existenzielle Möglichkeit von (Stifter-)Bestattungen und pfarrlicher Aktivitäten.

Ob die Frauenzweige der Mendikantenorden diesen Bautypus der Zisterzienserinnen adaptierten oder aus gleichen Nutzungsanforderungen mehr oder weniger gleichzeitig zu einem gleichen Bautypus gefunden haben, ist weniger von Belang. Insgesamt sind ihre Bauten nicht ganz so einheitlich, was aber vielleicht auch mit

der häufiger städtischen Einbindung der Klarissen und Dominikanerinnen zu tun haben könnte. Häufiger als bei den Zisterzienserinnen wird die einschiffige Anlage mit einem meist funktional abgestuften, begleitenden, oft auch teilweise vermauerten Seitenschiff ergänzt, über dem sich manchmal Emporen befanden. Dies schuf die Möglichkeit einer weiteren räumlichen Differenzierung für beispielsweise auch Bestattungen. Trotzdem und auch trotz der bei besonders prominenten Klöstern immer wieder zu findenden dreischiffigen Bauten oder Bauten, in denen der Frauenchor an das Sanktuarium angeschlossen war, wirkte dieser Saalkirchentyp des 13. Jahrhunderts bei den Frauenklöstern bis in nachmittelalterliche Zeit weiter. Mehr noch: als offenbar vorbildlich schlicht verstandene Klosterarchitektur wurden vergleichbare einschiffige Lösungen (allerdings dann ohne Emporen) auch von den Kartäusern und den Reformorden des 14./15. Jahrhunderts für Männerkonvente gewählt.

Damit ist ein wichtiger Punkt der Durchsetzung dieses Typus angesprochen: Vermutlich waren es nicht nur funktionale Erwägungen die ihn so erfolgreich werden ließen: Durch die augenfällige Abschottung der Frauenkonvente vom Sanktuarium und innerhalb der Kirche manifestierte sich in diesem Bautypus das Erscheinungsbild eines zurückgezogenen, strengen und damit regelkonformen Frauenklosters. Der Kirchenbau vertrat damit ein Ideal, seine dezidierte Wahl einen Anspruch und auch eine Selbstvergewisserung. Wie bei den (männlichen) Zisterziensern die reduzierte Formensprache als Spiegelbild zisterziensischer Gesinnung inszeniert wurde (und damit oft über die aufwändige Mauertechnik, die ungeheuren Ausmaße und die komplizierten Anlagen von Gewölben, Chorklösungen usw. hinwegtäuschten), so war der Saalbautypus mit abgeteilter Westempore eine architektonische Demonstration, vielleicht sogar ein steinerner Garant für den hohen Standard eines regulären Frauenklosters. Vor allem dieser Angemessenheit an den monastischen Anspruch der Sanktimonialen dürfte der Bautypus seinen Erfolg zu verdanken haben.

Anmerkungen:

- 1 Krone und Schleier. Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern, Ausst. Kat. Ruhrlandmuseum Essen u. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland Bonn, hg. v. JAN GERCHOW, JEFFREY F. HAMBURGER u. ROBERT SUCKALE, München 2005.
- 2 UWE LOBBEDEY, CAROLA JÄGGI: Kirche und Klausur. Zur Architektur mittelalterlicher Frauenklöster, in: Kat. Krone und Schleier 2005 (wie Anm. 1), S. 88-103.
- 3 CLAUDIA MOHN: Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen. Architektur der Frauenklöster im mitteldeutschen Raum, (= Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege, Bd. 4), Petersberg 2006. – CAROLA JÄGGI: Frauenklöster im Spätmittelalter. Die Kirchen der Klarissen und Dominikanerinnen im 13. und 14. Jahrhundert, (= Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, Bd. 34), Petersberg 2006.
- 4 Zu Lobenfeld vgl. DORIS EBERT, KLAUS GEREON BEUCKERS (Hg.): Kloster St. Maria zu Lobenfeld (um 1145-1560). Untersuchungen zu Geschichte, Kunstgeschichte und Archäologie, (= Heimatverein Kraichgau, Sonderveröffentlichung Bd. 28), Petersberg 2001. – KLAUS GEREON BEUCKERS: Zur kunsthistorischen Stellung des gotischen Langhausneubaus der Zisterzienserinnen an der Klosterkirche Lobenfeld, in: Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung 17 (2002), S. 163-178.
- 5 ERNST COESTER: Die einschiffigen Cisterzienserinnenkirchen West- und Süddeutschlands von 1200 bis 1350, (= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte, Bd. 46), Mainz 1984. – aus den verschiedenen Aufsätzen, die COESTER an verschiedenen Stellen zu Klosterkirchen geschrieben hat, seien exemplarisch nur genannt: ERNST COESTER: Die Franziskanerkirchen in Oberwesel und Münster/Westf. und ihre stilistische Verwandtschaft mit Kirchen des Lahngebietes. Ein Beitrag zur Bettelordensbaukunst im Rheinland, in: Kunst und Kultur am Mittelrhein. Festschrift für Fritz Arens, hg. v. JOACHIM GLATZ und NORBERT SUHR, Worms 1982, S. 33-39. – ERNST COESTER: Die Cisterzienserinnenkirchen des 12. bis 14. Jahrhunderts, in: Die Cisterzienser. Geschichte, Geist, Kunst, hg. v. AMBROSIUS SCHNEIDER u.a., Köln 3. Aufl. 1986,

- S. 339-394. – ERNST COESTER: Zwei Cisterzienserinnenkirchen mit dem Namen Mariäkron in Rechentshofen und Oppenheim, in: *Cîteaux commentarii cistercienses* 1/2 (1987), S. 24-33. – ERNST COESTER: Die Klosterkirche Lichtenthal. Ein Bau im Stil der kraftvollen süddeutschen Zisterzienserinnenkirchen, in: *Faszination eines Klosters. 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal*, Ausst. Kat. Badisches Landesmuseum Karlsruhe, hg. v. HARALD SIEBENMORGEN, Sigmaringen 1995, S. 85-94.
- 6 CLEMENS KOSCH: Organisation spatiale des monastères de Cisterciennes et de Prémontrées en Allemagne et dans les pays germanophones au Moyen Âge. Églises conventuelles et bâtiments claustraux, in: *Cîteaux et les femmes. Architectures et occupation de l'espace dans les monastères féminins – Modalités d'intégration et de contrôle des femmes dans l'Ordre – Les moniales cisterciennes aujourd'hui*, hg. v. BERNADETTE BARRIERE und MARIE-ÉLIZABETH HENNEAU, Paris 2001, S. 19-39.
- 7 HANS RUDOLF SENNHAUSER (Hg.): Zisterzienserbauten in der Schweiz. Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 1: Frauenklöster, Bd. 2: Männerklöster, (= Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Bd. 10), Zürich 1990. – insb. HANS RUDOLF SENNHAUSER: Kirchen und Klöster der Zisterzienserinnen in der Schweiz, S. 9-55, zur Klosteranlage S. 35 ff.
- 8 PETER K. KLEIN (Hg.): Der mittelalterliche Kreuzgang – The medieval Cloister – Le cloître au Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm, Regensburg 2004. – Da wesentliche Funktionen des Kreuzganges mit dem Kapitelsaal zusammenhängen vgl. auch HEIDRUN STEIN-KECKS: Der Kapitelsaal in der mittelalterlichen Klosterbaukunst. Studien zu den Bildprogrammen, (= Italienische Forschungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, 4. Folge Bd. 4), München 2004.
- 9 WOLFGANG BRÜCKNER: Die fränkischen Frauenzisterzen und ihre Bauten im Wandel der Zeiten, in: *Zisterzienser in Franken. Das alte Bistum Würzburg und seine einstigen Zisterzen*, hg. v. WOLFGANG BRÜCKNER u.a., (= Kirche, Kunst und Kultur in Franken, Bd. 2), Würzburg 1991 (ND 1994), S. 41-54.
- 10 Vgl. BEUCKERS 2002 (wie Anm. 4), S. 163 ff.
- 11 Vgl. dazu grundlegend BRIGITTE DEGLER-SPENGLER: „Zahlreich wie die Sterne des Himmels“. Zisterzienser, Dominikaner und Franziskaner vor dem Problem der Inkorporation von Frauenklöstern, in: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte* 4 (1985), S. 37-50.
- 12 HEIKE UFFMANN: Innen und außen: Raum und Klausur in reformierten Nonnenklöstern des späten Mittelalters, in: *Lesen, Schreiben, Sticken und Erinnern. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte mittelalterlicher Frauenklöster*, hg. v. GABRIELA SIGNORI, (= Religion in der Geschichte. Kirche, Kultur und Gesellschaft, Bd. 7), Bielefeld 2000, S. 185-212.
- 13 Grundlegend zu der Frage von Emporen in Frauenklöstern und Damenstiften ist immer noch: IRMINARD ACHTER: Querschiff-Emporen in mittelalterlichen Damenstiftskirchen, in: *Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege* 30/31 (1985), S. 39-54. – vgl. auch: GERHARD LEOPOLD: Frauenemporen in Stifts- und Klosterkirchen des frühen Mittelalters im östlichen Sachsen, in: „Es Thyn Iher Viel Fragen...“ Kunstgeschichte in Mitteleutschland. Festschrift Hans-Joachim Krause, hg. v. REINHARD SCHMITT u.a., (= Beiträge zur Denkmalkunde in Sachsen-Anhalt, Bd. 2), Petersberg 2001, S. 15-30. – GISELA MUSCHIOL: Liturgie und Klausur. Zu den liturgischen Voraussetzungen von Nonnenemporen, in: *Studien zum Kanonissenstift*, hg. v. IRENE CRUSIUS, (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 167; Studien zur Germania Sacra, Bd. 24), Göttingen 2001, S. 129-148.
- 14 COESTER 1984 (wie Anm. 5).
- 15 MATTHIAS UNTERMANN: *Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser*, (= Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 89), München 2001.
- 16 JÄGGI 2006 (wie Anm. 3).
- 17 PETRA ZIMMER: Die Funktion und Ausstattung des Altares auf der Nonnenempore. Beispiele zum Bildgebrauch in Frauenklöstern aus dem 13. bis 16. Jahrhundert, Diss. Köln 1990. – Eine Zusammenfassung unter gleichem Titel in: *Cistercienser Chronik* 99 (1992), S. 119-131.
- 18 Vgl. den dazu inzwischen erschienenen Band: CHRISTA SCHULZE-SENGER, WILFRIED HANSMANN: *Der Clarenaltar im Kölner Dom. Dokumentation der Untersuchung, Konservierung und Restaurierung*, (= Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege, Bd 64), Worms 2005.